Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 29 (1919)
Heft: 3

Artikel: Gottfried Keller : Rede zur Keller-Feier des Seminars Küsnacht 1919
Autor: Suter, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-789314

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn . . .
Du entschwundne Welt
Klingst über Wald und Feld
Hinter mir wie ferner Wachtelschlag!

Es ist ein Traum! Er wird niemals wiederkehren von den Gestaden des ewigen Schweigens! Wir werden ihn niemals wiedersehen! Aber die Unsterblichen bleiben der Menschheit unverloren. Niemand kann die Herrlichkeit seiner Werke rauben, den goldenen Humor, die erschütternde Tragik, den Glanz der in Fülle behaglich ausgebreiteten Welt, den körnigen Klang seiner Lieder. Und niemand vermag uns sein Bild und Gedenken zu entreissen. Unbeirrt, fest und männlich steht er da, ein Mahner und Berater, ein Hüter und Warner. Und heute, wo die Grundfesten unseres Staates beben, wo alles wankt, der Erdboden sich auftut und hergebrachtes Recht, hergebrachte Ordnung zu verschlingen droht, heute richten sich immer mehr Augen nach ihm. Vergangene Jahrhunderte blickten zum Grossmünster empor. Dort sitzt der oberste Richter, das Schwert über den Knien. Wir aber blicken empor zum Bilde Gottfried Kellers. Wir grüssen und verehren in ihm den Sänger und Richter.

GOTTFRIED KELLER. REDE ZUR KELLER-FEIER DES SEMINARS KÜSNACHT 1919. VON DR. P. SUTER.

Zwei traumstille Winkel der Vaterstadt hegen und hüten die Jugend unseres Dichters; da hinein sendet ihm das Leben seine ersten Boten, die seine Phantasie zu deuten sucht, wie der grüne Heinrich. Das Rätsel des „Pumpernickels“ beschäftigt seine Kinderseele nicht weniger als der alte Gott, dessen Glanz ihm in dem abendlich erglühenden Wetterhahn des Nachbarhauses und dessen Allmacht ihm in dem prächtigen Tiger seines Bilderbuches sichtbar wird.

In das herb-tüchtige Wesen, das er von der Mutter geerbt, hat der Vater einen romantischen Tropfen gegossen, und die Umgebung des Kindes sorgt dafür, dass in das nüchterne Gewebe des Alltags die Mystik ihre Fäden spinnt. Geleitet von der festen Hand und dem guten Herzen der verständigen Mutter, die die Gnade hat, ihn gewähren zu lassen, von einer leisen Sehnsucht nach dem früh verlorenen Vater erfüllt, reift der Knabe in langsamer, mühseliger Entwicklung zur Männlichkeit heran, sucht unter tausend Kümmernissen, Entbehrungen, Enttäuschungen seinen Beruf, und bereitet wie die kostbare Traube in sich die edlen Säfte, aus denen er später den Lautertrank seiner Dichtung keltert.

Sein äusseres Leben ist unscheinbar, ohne jedes Pathos, ohne auffallende äussere Ereignisse. Aber wer darin ein behagliches Sich-gehenlassen erkennen wollte, der überhörte das Rauschen des verborgenen Stromes in seinem Innern, der übersähe die Kraft des Willens, die ihn von Jugend auf zwingt, das Leben nicht nur im flüchtigen Bilde zu haschen, sondern hinter die Erscheinung, in seines Wesens Kern zu dringen. Schon der Jüngling ist sich dieser Pflicht bewusst, und wenn er seine Tage dahinträumt, so ist es ein ganz anderes Träumen, als das sentimentale, weichliche Schmachten, wie es im Übergangsalter so häufig ist; es ist ein inneres Schauen und Schaffen und Formen an der Gestalt des Lebens, eine stille Tätigkeit, die nicht nur Kräfte verbraucht, sondern Kräfte erzeugt. Wie kanzelt der 18jährige seinen Freund Johann Müller in Frauenfeld ab, wenn jener mit den Tränen renommieren will, die er schon geweint habe: „Schämst du dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! . . . Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergiessen, dass eine Fliege darin ersaufen könnte.“

Um so erschütternder wirken auf uns die Augenblicke seines Lebens, wo der Schmerz ihn übermannt: wenn er in München 1842 nach einem Frühlingsfest der Künstlergesellschaft, wie Hegi erzählt, sich auf den Randstein setzt und in trostloses Weinen ausbricht, angeblich über den Verlust seines spanischen Rohres, in Wahrheit, weil das Bewusstsein seiner elenden, aussichtslosen Lage ihn übermächtig befällt; oder wenn ihm in Berlin, da ihm „der Teufel nach fünfjähriger Ruhe noch einmal eine ungefüge Leidenschaft auf den Hals schickt“, der Liebesschmerz die Tränen auspresst und er sich vergebens selbst verspottet als „Herr Gottfried Tränenberger, Tränenmeier, Tränensimpel“.

Wenn Lenau singt: „Du geleitest mich durchs Leben, sinnende Melancholie“, wenn Leuthold die aufzehrende, tatlose Schwermut vergebens wegzuschmeicheln sucht, so ruft schon der 18jährige Keller seinem Freunde zu: „Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie; du fühlst es mit mir; aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süsses; so wie ich überhaupt den Ausdruck „süss“ nicht wohl leiden mag“.

Was der Jüngling geahnt, das bestätigt ihm der Mann; 1848 dichtet er in Heidelberg jene herrlichen Strophen, worin er die „Melancholie“ als die Führerin zur tiefsten Erkenntnis preist, als die strenge Richterin, die ihm den Blick öffnet für alles Leere und Nichtige in seinem Leben; als Greis hat er die letzte Strophe angefügt, in der er sie mit Dürer als das sinnende Weib schaut, als das klare Sich-versenken, aus dem die Tat entspringt und vor dem alles Dunkle und Hoffnungslose entflieht: „Sie sinnt, der Dämon muss entweichen vor des Vollbringens reifem Plan.“

So wird ihm die Einsamkeit „die einzig wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen“. Aber wer rettet ihn vor den Gefahren, die auf den einsamen Träumer lauern? wer gibt ihm die Kraft und die Klarheit, die ihn durch Dämmerung und Dunkel sicher leiten? Denn wenn der Jüngling nach seiner ersten, verpfuschten Maler-Lehrzeit sich mit Flöte und Totenschädel in sein Kämmerlein zurückzieht, so wird er darob kein verbohrter Hypochonder; wenn er auch etwas von dem Schmoller Pankraz in sich trägt, so schützt ihn doch vor unüberlegten Abenteuern seine strenge Gewissenhaftigkeit, die ihm ein ernstes Studium seines Berufes zur Pflicht macht, und vor schwächlicher Rührseligkeit sein reiner Sinn für die Natur. In ihrem lebendigen Anschauen bildet er Auge und Hand, und während er sie als Maler zu erfassen glaubt, verweilt seine Dichterseele kindlich bei ihr und trinkt aus ihren unerschöpflichen Quellen die frischeste Lebensnahrung. „Ich fordere vom wahren Menschen,“ heisst es in jenem Freundesbrief, „jene hohe, grosse, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt... Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und Frechheit des Jahrhunderts!“

Mit diesem innigen Naturempfinden steht sein religiöses Gefühl im vertrautesten Bunde. Eine kindliche Demut und reine Freude an allem Erschaffenen, eine tiefe Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Urkraft, die alles Dasein durchwirkt, war ihm eigen. Er ahnte früh, dass Religion ein Allgefühl ist, dem kein dogmatisches Bekenntnis gerecht wird, das sich weder in einer Formel noch in einem sichtbaren Raume begrenzen und begreifen lässt.

Wenn er schon als Konfirmand sich vom Katechismus abwendet, wenn er in Heidelberg unter Feuerbachs Einfluss „tabula rasa mit allen seinen bisherigen religiösen Vorstellungen“ macht und seinen Gott absetzt, da er „längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul war, welcher nicht viel Ansehen genoss“, so bedeuten diese Vorgänge keine willkürliche und hochmütige Abkehr vom Göttlichen, sondern nur ein tieferes Eindringen in das Allerheiligste des Daseins, wodurch ihm erst recht alles Leben und alle Natur zur Offenbarung wird; aus diesem Geiste ist in dem Sommernachtgedicht des 26jährigen das Wort gesprochen: „Es ist, als tät der alte Gott mir endlich seinen Namen kund.“ Und wenn er den Glauben an die Unsterblichkeit preisgibt, so wird ihm dadurch keineswegs das Leben entwertet, er empfindet nur um so höher die Pflicht, es ganz zu erfüllen und zu vollenden. „Wenigstens für mich,“ schreibt er

aus Heidelberg, „waren es feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann dich versichern, dass man sich zusammennimmt, und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.“ Jedem Leser des „Grünen Heinrich“ ist dieser Gedanke vertraut.

Die Natur ist ihm jetzt nicht nur die unendliche Fülle von Farben und Formen, die sein Malerauge entzücken und seine Hand in Bewegung setzen, sie ist seiner Seele das grosse Wunder, an dem er wie der junge Parcival herumdeutet, nur dass, was den mittelalterlichen Menschen in leidenschaftlichen Erschütterungen durchzittert, sich bei ihm in klarer, selbstverständlicher Entwicklung vollzieht. Sie ist ihm die treue, ewig spendende Mutter, die Helferin und Trösterin, in deren freundliche Arme er alles Empfangene bereitwillig zurücklegt. Sie ist auch die oberste Richterin in seinem sittlichen Handeln, wo er ebenso wenig ein Regelbuch anerkannt wie im religiösen Glauben; denn auch hier lernt er früh durch die Form auf das Wesen, durch den Schein zum Sein dringen. „Der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen“, so lautet ein frühreifes Wort des Jünglings. Das darf freilich nur einer sagen, dessen Natur so echt und gesund ist wie die seine.

Die Mitlebenden zwar haben von seiner Natürlichkeit auch die unangenehmen Seiten erfahren. Allein, wenn wir immer wieder von seiner knorrigen Derbheit hören, wenn er es seinen Freunden oft schwer machte, mit ihm zu verkehren, wenn bei abendlichen Gesellschaften, an denen er teilnahm, die Hausfrauen um ihr Porzellan zitterten, oder in Berlin zu gewissen Nachtstunden die Zylinder auf den Köpfen der Philister nicht sicher waren, so war doch diese harte und rauhe Schale nur der notwendige Schutz für den süssen Kern, den sie barg.

Natürlich sein heisst: die Kräfte, die in uns schlummern, wecken und ohne Hast zur Entfaltung bringen. Wenn der Weltmensch sie oft am unrechten Orte sucht oder in Augenblickseffekten und Scheinerfolgen vertändelt, horcht das Genie demütig auf die rufende Stimme und harrt geduldig der Zeit, da seine Früchte reifen. Wie die Magnetnadel zwar seitwärts schwingen kann, aber immer wieder den Pol sucht, so findet der geniale Mensch durch alle vorübergehenden Verirrungen, die auch ihm nicht erspart sind, doch immer zuletzt die Bahn, die seiner Natur gemäss ist.

So sehen wir auch Gottfried Keller, bereit zu allen Opfern, auf seiner Kolumbusfahrt nach dem Ostindien seiner Seele suchen. Er verzichtet auf das Kunsthandwerk, weil er sich zum Künstler berufen glaubt; in München hungert er seiner vermeintlichen Kunst zuliebe, und tagelöhnert lieber, als zu kolorieren und damit die Kunst zum Handwerk zu erniedrigen. Das Flötenwunder begibt sich in seinem Leben wie im Grünen

Heinrich, und wie sein Ebenbild zieht er um kargen Lohn weiss und blaue Spiralen auf Fahnenstangen, er, der leidenschaftliche Republikaner, zur Verherrlichung des fürstlichen Einzuges. In Berlin schaut er noch einmal der nackten Not ins Auge, kaut fünf Jahre an seinem längst entworfenen Roman, bringt seinen Verleger zur Verzweiflung, und „schmiert endlich buchstäblich unter Tränen“ sein letztes Kapitel hin, während es doch so leicht gewesen wäre, durch Tagschreiberei zu Ansehen und Wohlstand zu gelangen. Die Kunst ist ihm, wie Karl Spitteler, die „strenge Herrin“, die von ihm harte Opfer fordert und der er doch unwandelbare Treue hält, sobald er sie als die rechte erkannt.

Nur ein starker Glaube an seine Bestimmung und die Kraft zur Entsagung befähigten ihn, solche Leidenswege zu gehen. „Mut, Kellerchen“, ruft er sich in den trüben Münchner-Tagen zu; er ist überzeugt, dass ein tüchtiger Kerl eine harte Schule durchmachen muss, und hat sich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt, „alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben.“

Welch ergreifendes Schauspiel, wie der junge Mann, der falschen Göttin opfernd, seine Kräfte verbraucht, flügellahm in die Heimat zurückkehrt, einen Winter lang planlos dahin vegetiert, sich im mütterlichen Hause als die „unnütze Zierpflanze“ vorkommt, in Tagebüchern sein Herz ausschüttet, und, halb mit schlechtem Gewissen, in der Welt der Dichtung herumtastet. „Im Frühling 1843“, heisst es in einem Brief von 45, „wachte mein Schöpfungstrieb wieder auf; da ich aber im Malen keinen Trost und Erfolg empfand, verfiel ich unwillkürlich und unbewusst aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, dass ich reimen könne! Ich machte Gedichte die schwere Menge, und fasste den Entschluss, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu kehren, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren.“

Aber der Quell, der aus seiner verschlossenen Brust sprang, war nicht mehr aufzuhalten. Und welches war der Mosesstab, der ihn aus dem Felsen schlug? Nicht die Liebe, die sonst die Dichter gebiert. Zwar hat sie auch in sein Leben ihre Goldfäden gesponnen, ja schon seine Jugend freundlich durchwirkt; der „zierlichen Körbe“ trug er nicht weniger heim als Salomon Landolt, und er wusste sie mit ebensoviel Gleichmut und heiterer Tapferkeit zu tragen wie jener. Was das Leben ihm versagte, das schuf er sich selbst mit dem Götterrecht des Dichters und rächte sich an dem spröden Geschlecht mit der „lieblichsten der Dichtersünden, süsse Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt“. Aber die den Dichter in ihm weckte, war die Politik.

„Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen“, notiert er am 5. August 43. „Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und

der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reisst sich nur blutend von mir los". Es waren die Gedichte Anastasius Grüns und Herweghs, die revolutionären Ideen, die der Wind aus Deutschland herüberwehte, die politischen und sozialen Erschütterungen im engern und weitern Vaterland, die sein Wesen in Wallung brachten. Er ist sein Leben lang ein politischer Mann gewesen, nicht nur im Wort, auch in der Tat. Er war es schon damals, als er in der Industrieschule sich lebhaft an jenem unglücklichen Auflauf gegen einen unbeliebten Lehrer beteiligte, der dann Kellers ungerechte Ausweisung zur Folge hatte; er war es viel mehr noch, als er 1844 und 45 mit den Freischärlern auszog, um den Luzerner Regierungsmännern die Köpfe zu zerbläuen; und er war es, als er in der Fremde sich mit Vorliebe an die Schweizer hielt und Schweizer-Zeitungen las, da er fand, „die Deutschen seien immer noch Esel in der Politik". Er war es vor allem, als er den Vorgängen in der engern Heimat die poetische Verklärung gab: im Fähnlein, im Verlorenen Lachen, im Martin Salander; er war es am schönsten, als er mitten aus den Wirren der 40er Jahre heraus uns sein Bekenntnis edelster Vaterlandsliebe schenkte: „O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb ich dich!"

Denn für ihn ist die Politik nicht nur ein System, sondern eine Kraft, die die Menschen zusammenhält, die den Bürgersinn und die Bürgerpflicht wachruft und uns vor allem eigenbrötlerischen Beiseitestehen, aller eigennützigen Vorteilhascherei bewahrt. „Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet! Denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Missachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht". So steht es im Tagebuch vom 2. Mai 48, und es ist nur die poetische Konsequenz dieser Gesinnung, wenn der grüne Heinrich der ersten Fassung zu Grunde geht, da er nicht einmal „die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten" vermag, und darum für die Gemeinschaft wertlos ist.

In seinen politischen Anfängen ein Heisssporn und zorniger Aristokraten- und Jesuitenfresser, bildet er sich an den führenden Männern der Zeit, einem Jonas Furrer, einem Alfred Escher, „aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix zu einem bewussten und besonnenen Menschen, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiss und Klarheit mit Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will". In der ruhigen Entwicklung sieht er das einzige Heil: „Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen weiss, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer eklatanter nach jeder Verfinsterung auf dem gesetzlichen Wege siegt. Sein Staatsideal ist die repräsentative Demokratie; für die reine Demo-

kratie scheint ihm damals (1852) das Volk noch nicht reif. Ein gemässigter Freisinn aber ist nach seiner Meinung Pflicht des Staatsbürgers, gemäss seinem Ausspruch in ‚Frau Regel Amrain': „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiss mannhaft von nichts anderem, als dass man hiefür einzustehen vermöge; während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen". Die Fortschrittspartei, zu der er sich stellt, ist ihm im Völkerleben die Stelle, „wo das Herz schlägt, der Menschheit frohe Linke, des Frühlings grosse Seite."

Das ist kein Parteidogmatismus, sondern freudiges Menschheitsgefühl. Das „grosse Nebelhorn des Pessimismus" mögen andere blasen, er glaubt an die Menschheit und ihre Zukunft, wie er im eigenen Leben auf ein gütiges Schicksal vertraut. Sie muss doch einmal kommen, die grosse Zeit des Völkerfriedens; der Glaube daran erscheint ihm geradezu als eine Pflicht, und für die armen Kopfhänger und Zweifler und Neinsager hat er ein strenges Wort: „Wer jene Hoffnung gab verloren und böslich sie verloren gab, der wäre besser ungeboren, denn lebend wohnt er schon im Grab." Zwar dass ein Volk, das in seinen heiligsten Rechten bedroht ist, sich todesmutig wehrt, ist auch ihm selbstverständlich; aber wie eine furchtbar warnende Prophezeiung klingt sein Wort aus dem Jahr 48, als es zwischen Deutschland und Frankreich wieder einmal nach Pulver roch: „Das Volk, welches jetzt zuerst den Krieg ohne goldschwere Ursache über seine Grenzen hinauswälzt, wird den Fluch und das Unglück zu seinem Erbe haben."

Keinen Ton schlägt er voller und inniger an, als den der Liebe zu Land und Volk. Wer kennte nicht sein glückstrahlendes Bekenntnis, wie es Keller in der Freude über das 1848 neu gegründete und durch den Neuenburger Handel gefestigte Vaterland dem Fähnrich der sieben Aufrechten in den Mund legt, fern von jedem einseitigen Zentralismus, voll freudigen Stolzes über die Buntheit des Bildes, voll Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen: „Ei was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich, und ans Herz gewachsen, denn es ist im Vaterland!" — und mit dem klassisch geformten Gedanken, dass man sich als Glied seines Volkes fühlen, und doch der Menschheit angehören kann: „Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!"

Dieser warmherzige Mensch, dieser Vaterlandsfreund und Verkünder des Völkerfriedens, er ist doch nie ein verstiegener Idealist und unbelehrbarer Schwarmgeist. Weil er auf dem festen Boden der Tatsachen

steht und weiss, dass man den Idealen nicht durch die Lüfte zufliegt, sondern ihnen nur Schritt für Schritt zustreben kann, darum ist er im Gegensatz zum ersten grünen Heinrich ein brauchbarer Mensch und Bürger; darum ist er nicht nur Zürichs grösster Dichter, sondern auch sein trefflicher Staatsschreiber gewesen. Die konservativen Gegner, die bei seiner Wahl zeterten, sahen sich bald eines bessern belehrt, und die Freitagszeitung bekannte: „Das ist die Kraft des Genies, welche wir nicht geniale Menschenkinder in Anrechnung zu bringen vergassen."

Dem gestaltlosen, fernen, unerreichbaren Ideal ruft schon der 18jährige sein „fleuch hin, eitles Traumbild!" zu; am schönsten aber hat er das Bekenntnis des Realpolitikers, der auf das Unmögliche verzichtet und dafür um so fester für das Mögliche eintritt, im Prolog zur Berner Schillerfeier 1859 ausgesprochen:

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht.

Das sind ein paar Hauptzüge aus dem Bild des Menschen. Und wie sieht der Dichter aus? Ich denke gerade so, denn beide sind nicht zu trennen. Die Dichter seien die „eigentlichen Menschen", sagt Keller einmal; aus ihren menschlichen Eigenschaften heraus müssen sie darum erklärt werden, nicht aus der blossen Umgebung, dem sogenannten Milieu, oder aus den Zufälligkeiten der Bildung und der gesellschaftlichen Beziehungen. Diese können wohl für den äussern Lebensgang bestimmend werden, in ihrem Kern aber können sie die Persönlichkeit nicht verändern. Voll Dankbarkeit erzählt Keller, wie er in Heidelberg sein Selbst von allerlei kleinen Passionen und eitelm Geschmack befreit „und sozusagen neu entdeckt und hergestellt" habe, vergisst aber nicht beizufügen: „während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin".

Es gibt zwar eine Kunst, die jenseits des allgemein Menschlichen liegt, die nur Nervenreiz ist, nur Gehirn, nur Abstraktion, nur Ausgeburt einer krankhaften Phantasie, oder dann nur Aussenschilderung, dürre Beschreibung, Aufzählung, Katologisierung; dafür ist sie auch stets nur ein im Augenblick verpuffendes Experiment. Die grosse und bleibende Kunst ist immer nur die, die im sichern Boden des Menschentums verwurzelt ist und sich aus jenen Urkräften nährt, die jeder fühlt, auch wenn ihm kein Gott gab zu sagen wie er leide.

Zum Dichter macht unsern Keller die Ganzheit und Gediegenheit, die Gesundheit und Fülle seines Wesens, vor allem seine herrliche Wirklichkeitsfreude. Mit welcher Liebe breitet er die Nippsächelchen der Frau Welt vor unsern Augen aus, bis zu den Küchengeheimnissen in „Kleider machen Leute", bis zu der lackierten Lade der Züs Bünzlin. Aber wie kalt liessen uns diese Nichtigkeiten, wenn die Lade nur dazu diente, uus mit den Gewohnheiten einer ältlichen Jungfer bekannt zu machen, oder die Goldacher Küchendüfte nur unsern Gaumen kitzeln

sollten; wenn sie nicht der Handlung als Stützpunkte und Antriebe dienten, uns nicht in jene Erlebnisstimmung versetzten, jene höhere Wirklichkeit vortäuschten, die uns im Innersten vertraut erscheint und die doch etwas ganz anderes ist als die uns umgebende.

Zum Dichter macht ihn die Schöpferkraft, mit der er aus dem Wüstensand des Alltags die Edelsteine heraushebt und mit sicherer Künstlerhand zum kostbaren Ringe schmiedet; die sinnliche Frische und Kraft einer Phantasie, die ihr Goldnetz über die Welt ausbreitet und darin tausend zappelnde, glitzernde Fischlein fängt; das spielende Licht seines Humors, der wie eine lachende Morgensonne über alles Geschehen gleitet und seine Farben hineinstreut.

So fest er im wirklichen Leben verankert ist, so reizvollen Kleinkram er vor uns auftischt, so stellt er doch nie, nach dem naturalistischen Rezept, einen blossen Lebensausschnitt dar, „un coin de la nature", wie Zola sich ausdrückt. Er tut nur so, als ob er das Leben darstelle wie es ist, in Wahrheit schafft er es neu. Das tut er zum Teil aus einem pädagogischen Bedürfnis, das ja den meisten Schweizer Dichtern eigen ist. Wenn wir etwa wegen des urwüchsigen Schweizertums, das er in seinen Werken darstellt, stolz tun wollten, so belehrt er uns in einem Brief an Auerbach (1860): „Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlage, und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und -gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold, was glänzt; dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, dass die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu! Tut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, dass das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichen Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äusserlich wird. Kurz, man muss, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so kecker tadeln, wo er es verdient."

Aber er tut es vor allem aus künstlerischer Notwendigkeit, und die Gewissenhaftigkeit, Klarheit und Klugheit, die er darin bewährt, kann man nie genug bewundern. Man prüfe daraufhin insbesondere die kleinen Erzählungen und Legenden, und man wird entdecken, dass auch der kleinste Zug sorglich in das Ganze hineinkomponiert ist: wenn z. B. die als Ritter verkleidete Jungfrau dem unter dem Reisig versteckten Teufel auf den Schwanz tritt; oder wenn sie in einer andern Legende Guhl dem Geschwindem, nachdem sie ihn besiegt hat, die Schnäuze mit den

Silberglöcklein abschneidet. So werden die scheinbar unmöglichsten Einfälle seiner gebefrohen Laune, wie die geflochtenen Nasenzöpfchen Maus des Zahllosen, als wertvolle Motive in die künstlerische Rechnung eingestellt, die zuletzt immer reinlich aufgeht. Und dass der Leser sich dieser Rechnung nie bewusst wird, dass der Staub der Werkstatt völlig verschwunden ist, das beweist eben das Gottesgnadentum seiner Kunst.

Sein Künstlertum bewährt sich nicht zum wenigsten in seiner Sprache, sie ist bei aller Originalität, beim üppigsten Reichtum der Erfindung immer einfach und jedem verständlich, wie er von den Speisen seiner Mutter sagt: „in den reinsten Verhältnissen". Er ist unerschöpflich in neuen Wortbildungen: Heranwüchsling, Gleichgültling u. dgl.; er schöpft reichlich aus dem Schatz unserer Mundart, aber mit sorgfältiger Auswahl und feinem Takt, sehr im Gegensatz zu der Masslosigkeit Gotthelfs. In den Briefen zwar redet er unbedenklich von „Speuzmünz", nennt das Bäbeli Marti einen „Bodenzweck" oder redet zu Storm im schweizerischen Amtsstil: „ich möchte Ihnen belieben". Seine erzählende Prosa aber ist so rein wie die Sprache Goethes; es liegt nur an den Untertönen, an einzelnen Namen, an einzelnen Wörtern wie „heimweisen", „Steckleinspringer", dass sie uns dennoch schweizerisch anmutet und wir das Gefühl haben: ein Norddeutscher könnte so nicht schreiben.

Besonders originell und von köstlicher Symbolik sind Kellers Namen: Maus der Zahllose, Wenzel Strapinski, der Schneck von Agasul; welch träumerischer Schlenderton liegt in dem Namen Zendelwald, welch spitze Altjüngferlichkeit in Züs Bünzlin, welch kindlicher Leicht- und Frohmut in Jukundus Meyental. Die sieben Aufrechten aber mit ihrer steifen Gediegenheit haben solid bürgerliche Namen: Hediger, Frymann, Bürgi usw.

Aber alle diese Tugenden würden ihn noch nicht zum Liebling seines Volkes machen; es liebt ihn vor allem, weil er es selbst so sehr ins Herz geschlossen hat, weil er so lebendigen Anteil an seinen Schicksalen nimmt, weil er mit so offenem Freimut zu ihm redet, weil er in jedem Zug den Eindruck der Wahrheit macht, nicht jener harten und kalten Wahrheit, die nur zu richten und zu strafen weiss und von der Dostojewski sagt: „das ist nur die Wahrheit und schon darum ungerecht", sondern der gütigen, verstehenden und darum in höherem Sinne gerechten Wahrheit. Es liebt auch seine starke, schöne Sittlichkeit, die er überall, und ganz besonders in den vaterländischen Dichtungen bewährt; denn in all seinem Tun und Dichten gehen mit ihm die zwei treuen Genien, die er im Schillerfestgedicht die unsichtbaren Hüter künftigen Geschickes nennt:

Das Gewissen und die Kraft.